

Gotthard Günther [] *

Die Theorie der "MEHRWERTIGEN" LOGIK

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man sich bemühen, im Jahre 1971 darzulegen, dass die klassische, durch Aristoteles erstmalig partiell kodifizierte formale Logik kein ausreichendes Fundament für die moderne Wissenschaft mehr liefert. Während darüber so ziemliche Einigkeit herrscht, begegnet man aber einer völligen Anarchie der Meinungen, sobald es sich um die Frage handelt, ob und auf welche Weise das logische Fundament unseres theoretischen Denkens erweitert werden soll. Relevante Kritik an der Aristotelischen Logik ist schon im Mittelalter geübt worden. Bekannt ist Bacons Idee eines Novum Organon, und der Cartesianer Johannes Clauberg unterschied nicht viel später zwischen einer logica vetus und einer logica nova. Diese etwas farblose Unterscheidung zwischen einer alten und einer neuen Logik ist in der Gegenwart wieder aufgetaucht. Der Neo-Positivist Rudolf Carnap hat am Anfang der 30er Jahre einen programmatischen Aufsatz, betitelt "Die alte und die neue Logik" (Erkenntnis, Bd. I/1 S. 12-26), veröffentlicht, und diese blasse Unterscheidung, die schlechthin nichts über den Charakter der "neuen" Logik aussagt, hat sich inzwischen ein gewisses Bürgerrecht erworben. Sie wird z.B. von Béla Juhos in seiner ausgezeichneten Einführung in die symbolische Logik gebraucht (Elemente der neuen Logik, Wien 1954). Liest man die einschlägigen Autoren, die sich zu dieser Unterscheidung bekennen, so wird sofort eins deutlich: Der Aristotelische Formalismus wird (mit Recht) als unvollständig und teilweise als unpräzise kritisiert, und es wird als Aufgabe der neuen Logik betrachtet, diesen Formalismus zu korrigieren, zu erweitern und auf eine exakte mathematisierende Basis zu stellen. Diese, auch Logistik genannte, moderne Disziplin geht "primär von den logischen Strukturen" aus und ist gekennzeichnet durch ihre Bemühungen, sich von der "Gebundenheit an die Umgangssprache" freizumachen (A. Menne, Logik und Existenz, Meisenheim 1954). Charakteristisch für diese moderne Richtung der Logik ist, dass sie die formale Theorie des Denkens nicht nur von allen erkenntnistheoretischen und psychologischen Rücksichten zu befreien sucht (wieder mit Recht), sondern dass sie überdies (mit Unrecht) die von Plato und Aristoteles gegebene ontologische Grundlage unseres Denkens ignoriert. Philosophische Ontologie aber ist Metaphysik, und die Metaphysik wird, wie Carnap in seinem oben zitierten Aufsatz sagt, von der neuen Logik ausdrücklich ausgeschlossen, denn "es gibt keine Philosophie als Theorie, als System eigener Sätze neben denen der Wissenschaft" (S. 26).

Diese rigorose anti-metaphysische Haltung, die nach der Methode der Vogel-Strauß-Politik das "Transzendente" einfach ignoriert, hat aber geradezu katastrophale Folgen für die Entwicklung der Logik. Man vergisst völlig, dass sowohl für Plato wie für Aristoteles und für die auf sie folgende große Tradition, die

*) Erstmals erschienen in: R. Berlinger und E. Fink (Hrsg.), Philosophische Perspektiven Bd. 3, 1971, 110-131.

Abgedruckt in: "Beiträge zu einer operationsfähigen Logik", Band II, Felix Meiner Verlag, Hamburg 1979, p.181-202.

mindestens bis zu Leibniz führt, formale Logik eben *formalisierte Ontologie* ist. Dasselbe gilt vor allem auch für die Logik der Stoa. Wenn aber nun andererseits die moderne symbolische Logik nichts anderes ist "als ein höheres Entwicklungsstadium der antiken formalen Logik" (J. Łukasiewicz, Transaktionen des VIII. Internationalen Philosophiekongresses in Prag 1934, S. 75), dann ist die unvermeidliche Folge, dass die sogenannte neue Logik in den originalen Aristotelischen Formalismen – ohne dass ihre Autoren es meistens ahnen – die alten ontologischen Voraussetzungen mit sich weiterschleppt.

Es ist naiv zu glauben, dass man die klassische Ontologie dadurch unwirksam macht und philosophisch annulliert, dass man sie einfach ignoriert und man seine Wahrheitskriterien aus der oberflächlichen Begegnung des Denkens mit dem "empirisch Gegebenen" ableitet. Die katastrophale Folge dieser Haltung ist, dass durch die Verdrängung der Ontologie aus dem logischen Bewusstsein die dringend notwendige Kritik dieser Ontologie und ihre Erweiterung durch neue Fundamentalprinzipien völlig unmöglich geworden ist. Man kann nicht etwas ernsthaft und positiv analysieren, wenn man das zu Analysierende nicht nur aus dem Bereich der Logik, sondern auch aus dem des eigenen theoretischen Bewusstseins verdrängt hat und dort, wo metaphysische Probleme trotzdem auftauchen, sie als "Scheinprobleme" (Carnap) verächtlich abtut. Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, dass die positivistisch und neo-positivistisch orientierte moderne Logik so gut wie nichts zu einer Erneuerung des philosophischen Bewusstseins beigetragen hat und dass sie insbesondere gegenüber den sogenannten sozialen und geisteswissenschaftlichen Problemen kläglich versagt, denn das Problem der Geschichte und des objektiven Geistes existiert für sie überhaupt nicht.

Eine Möglichkeit, sich dieser Problematik zu bemächtigen, bestand schon vor 50 Jahren, aber man ließ sie ungenutzt vorbeigehen. Wir sprechen hier von der Geburtsstunde der mehrwertigen Logik, die wir unter Außerachtlassung einiger verfrühter Versuche auf den Anfang der 20er Jahre festsetzen wollen. In dieser Zeit veröffentlichte der Amerikaner Emil Post eine Arbeit, die das traditionelle Zweitwertigkeitsprinzip durchbrach (Introduction to a General Theory of Elementary Propositions, Amer. Journ. Math. 43, 1921, S.173-185). Und etwa zu derselben Zeit begann die polnische Schule der Logiker unter der Führung von Łukasiewicz ernsthafte Untersuchungen über mehrwertige Logiksysteme.

Die polnischen Logiker gingen dabei von einem echten ontologischen Problem des Aristotelischen Organons aus. Aristoteles bemerkt nämlich in "Peri Hermeneias", dass der Satz des ausgeschlossenen Dritten sowohl für die Vergangenheit als für die Zukunft *gelte*, dass er aber nur auf die Vergangenheit *anwendbar* sei. Daraus ergeben sich nun zwei Folgerungen: erstens impliziert die Aristotelische Bemerkung, dass die klassische Ontologie revisionsbedürftig ist, sobald man in dieselbe das Zeitproblem einführt; zweitens aber zwingt sie zu dem Schluss, dass gewisse Aussagen über die Zukunft prinzipiell Modalitäts- bzw. Wahrscheinlichkeitsaussagen sein müssen.

Es ist nun höchst charakteristisch für die erste Entwicklung der mehrwertigen Logik, dass die Logiker, die an ihr beteiligt waren, das ontologische Problem der Objektivität völlig ignorierten und ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf den

subjektivistischen Aspekt der Logik als einer Theorie des Denkens, die sich in Aussagen konstituiert, die sich auf ein Ichzentrum beziehen, konzentriert haben. Wahrscheinlichkeit ist keine Kategorie der objektiven Wirklichkeit; sie bezieht sich vielmehr auf ein Subjekt, das, soweit seine theoretische Urteilsfähigkeit in Frage kommt, sich in einem prinzipiellen Unsicherheitszustand gegenüber der Welt befindet. Das gleiche gilt für die Modalitätskategorien. Eine unmittelbare Folge dieser Haltung war, dass die polnischen Logiker den klassisch ontologischen Rahmen der traditionellen Theorie des Denkens völlig intakt ließen und den Versuch machten, etwaige zusätzliche Werte innerhalb des Rahmens eines prinzipiell zweiwertigen Systems anzusiedeln. Łukasiewicz hat in seinen Arbeiten zu diesem Thema ausdrücklich bemerkt, dass der logische Ort der neuen Werte "zwischen" den beiden Grenzwerten Wahr und Falsch zu suchen sei. Damit ergibt sich für ein dreiwertiges System, falls wir für die Grenzwerte 0 und 1 einsetzen, das Schema

$$0 \dots\dots\dots 1/2 \dots\dots\dots 1$$

Gehen wir zu einem fünfwertigen System über, so erweitert sich dieses Schema zu

$$0 \dots\dots\dots 1/4 \dots\dots\dots 1/2 \dots\dots\dots 3/4 \dots\dots\dots 1$$

Es ist offensichtlich, dass sich dieses Schema beliebig weiter mit zusätzlichen Werten ausfüllen lässt, je feinere Wahrscheinlichkeits- oder Modalitätsunterschiede man einzuführen wünscht. Andererseits ist von Oskar Becker, der das mehrwertige System von C.I. Lewis weiter entwickelt hat, richtig bemerkt worden, dass man einen solchen Kalkül nicht mit der reinen Mathematik, sondern mit der theoretischen Physik vergleichen solle. "Der theoretische Physiker arbeitet wohl mit mathematischen Denkmitteln (Formeln usw.), aber sein Ziel ist nicht die Errichtung frei schwebender Gedankengebäude, wie sie der 'reine' oder 'freie' Mathematiker baut, sondern die Erklärung ... des sich aus seinen Beobachtungen ergebenden Tatbestandes der physischen Erfahrung. Analog dieser physischen Erfahrung gibt es nun auch so etwas wie einen logischen Tatbestand, eine logische Erfahrung." (Einführung in die Logistik, Meisenheim 1951, S. 13).

Damit aber ist gesagt, dass eine solche Logik infolge ihrer Abhängigkeit von der empirischen Erfahrungskapazität eines denkenden Subjektes nicht mehr ein rein formales System ist, obwohl es sich weitgehend auf Formalismen stützt. In anderen Worten: der klassische Formalismus der radikalen Zweiwertigkeit wird durch solche Erweiterungen nicht im geringsten modifiziert. Das bedeutet, dass die in einem solchen Formalismus implizierte Ontologie unberührt gelassen wird. Um einen neuen echten Formalismus an die Stelle eines alten zu setzen, muss man vorerst ein neues ontologisches Wirklichkeitsbild besitzen. Die Formalisierung eines solchen Wirklichkeitsbildes gibt dann automatisch eine neue Logik als sekundäres Derivat. Der umgekehrte Weg ist nicht möglich.

Die von Emil Post, der polnischen Logikschule, C.I. Lewis, H. Reichenbach und andern entwickelte Theorie der Mehrwertigkeit fügt den beiden klassischen Werten von Wahr und Falsch keine echten neuen Werte hinzu; sie dröselt das Zweiwertigkeitsprinzip nur auf und setzt an die Stelle des radikalen Gegensatzes von Positiv und Negativ lediglich einen graduellen Übergang von dem einen zum andern. Wir wollen einen solchen Typus von Mehrwertigkeit als intra-klassisch bezeichnen und möchten ausdrücklich bemerken, dass er in einer universalen Theorie

der Logik einen legitimen Platz besitzt, im übrigen aber wenig philosophische Relevanz hat.

Andererseits ist festzustellen, dass dieser Typus von Mehrwertigkeit weil man von ihm zu viel *erwartete und ihn gegenüber Problemen ansetzte*, für die er nicht entwickelt war – die Erwartungen schwer getäuscht hat. Schon in den 50er Jahren schrieb I.M. Bochénski mit Bezug auf die "heterodoxen" (mehrwertigen) Logiken, dass der "Charakter dieser Systeme sehr problematisch (sei): gewisse in ihnen vorkommende Funktoren scheinen keiner logischen Interpretation fähig zu sein und die Fachlogiker, die einst diese Systeme mit Enthusiasmus begrüßt haben, stehen ihnen heute zum größten Teil sehr skeptisch gegenüber." (Der sowjet-russische dialektische Materialismus, S. 132, zitiert nach der 2. Aufl. 1956).

Seither ist es in den Handbüchern, die zur Einführung in die Logik dienen, üblich geworden, die mehrwertige Logik bestenfalls in einem kurzen Vermerk zu erwähnen in dem Sinne, dass es so etwas eben auch gibt, und dann sofort zur Tagesordnung, nämlich den modernen Erweiterungen und präziseren Umformungen der alten klassischen Logik überzugehen. Wir wollen nur ein Beispiel erwähnen. In der sehr guten Darstellung von Wolfgang Segeth (Elementare Logik, Berlin 1970) lesen wir auf S. 39: "Der Gedanke liegt nahe, *relativ* wahre bzw. falsche Aussagen und ihre Beziehungen in einer mehrwertigen Logik zu betrachten. Nun gibt es zwar schon solche Logiken, in denen eine Aussage einen von drei oder mehr Werten einnehmen kann, und es gibt auch Versuche, sie in der Physik und in der Technik anzuwenden. Versuche, in ihr neben den beiden absoluten Wahrheitswerten auch relative Wahrheitswerte zu gebrauchen, haben jedoch bisher noch nicht zu einem befriedigenden Ergebnis geführt."

Wir haben diesen Passus zitiert, weil er repräsentativ für die heute noch vorherrschende Haltung gegenüber dem Problem der Mehrwertigkeit ist. Man nimmt als selbstverständlich an, dass auch ein mehrwertiges System immer eine Theorie der Aktivität eines denkenden Subjektes ist, einer Aktivität, die sich in begrifflicher Sprache (Aussagen) manifestiert. Und es wird weiterhin als selbstverständlich vorausgesetzt, dass die zusätzlichen Werte Relativwerte sind, die sich auf die absoluten Grenzwerte Wahr und Falsch beziehen. In anderen Worten: die zusätzlichen Werte haben kein direktes Verhältnis zur Objektivität, sie beziehen sich unmittelbar nur auf den epistemologischen Zustand eines reflektierenden Subjektes. Semantische Relevanz gegenüber der Objektivität des Seins kommt nur den beiden Absolutwerten zu.

Demgegenüber muss festgestellt werden, dass man noch in einem ganz anderen, nicht klassischen, sondern trans-klassischen Sinn von Mehrwertigkeit reden kann. Die orthodox-klassische Theorie der Mehrwertigkeit impliziert die alte abstrakte idealistische Theorie vom absoluten Primat des Subjektes über das Objekt. In sie ist von der Problematik der Hegelschen Theorie des objektiven Geistes kein Hauch gedrungen. Für die traditionelle Theorie ist die Quelle der Werte die sich selbst und das Andere reflektierende Subjektivität, was zur Folge hat, dass man die beiden Originalwerte Wahr und Falsch, soweit sie objektiv semantische Bedeutung haben, auf ein supramundanes Jenseits projiziert, in dem sie ein integrales Moment

Platonischer "Wesenheiten" bilden. Dieses Reich aber ist nach Plato so beschaffen, dass zu ihm kein dritter, vierter usw. Wert Zutritt haben kann.

Es ist nun höchst bezeichnend, dass die zweite, trans-klassische Theorie der Mehrwertigkeit philosophisch nicht auf Plato, sondern nur auf Hegel zurückzuführen ist, und zwar auf diejenigen Aspekte der Hegelschen Philosophie, die einen Bruch mit der idealistischen Tradition involvieren. In der klassischen Tradition sind die Absolutwerte Reflexionen eines Jenseits; ihr Abstand zum Diesseitigen drückt sich in der Tatsache aus, dass sie eben nur formal sind. Was nun die dialektische Logik Hegels anbetrifft, so bemerkt Lenin treffend: "Hegel hat wirklich *bewiesen*, dass die logischen Formen und Gesetze keine leere Hülle, sondern *Widerspiegelung* der objektiven Welt sind. Vielmehr nicht bewiesen, sondern *genial erraten*." (W W, Berlin 1970, 38, S. 170). Sind aber die ersten beiden klassischen Werte Widerspiegelungen der objektiven Welt, dann ist nicht einzusehen, warum weitere Werte, die das Prinzip der Zweiwertigkeit überschreiten, nicht ebenso gegenständliche Welteigenschaften anzeigen sollen. Und es ist kein Grund einzusehen, warum man sie als Ausdruck der Urteilsunsicherheit eines Subjektes betrachten soll – eines Subjektes, das sich einer von ihm nicht exakt bestimmbar Zukunft gegenüber sieht. Wir betonen noch einmal, dass eine solche Interpretation der Mehrwertigkeit aufgrund der Ausführungen, die Aristoteles über den Satz vom ausgeschlossenen Dritten und das logische Verhältnis von Vergangenheit und Zukunft macht, möglich ist, aber sie ist nicht die einzige.

Zwischen Vergangenheit und Zukunft besteht ein logischer Bruch, der dadurch angezeigt wird, dass das "tertium non datur" zwar in beiden Bereichen *gilt*, aber nur in einem der beiden Bereiche *anwendbar* ist. Dieser logisch-temporale Bruch ist ein irdisches Gleichnis für den metaphysischen Bruch zwischen Diesseits und Jenseits oder zwischen irdischer Zeit und überirdischer Ewigkeit. Nun wollen wir nicht vergessen, dass die Hegelsche Philosophie das Alte aufhebt, was sowohl Vernichtung als auch Bewahrung und schließlich Erhöhung und Verklärung bedeutet. Von dem letzteren wollen wir nicht reden, wohl aber von dem, was gemeint ist, wenn wir sagen, dass in der Hegelschen Philosophie die fundamentale Zäsur zwischen Diesseits und Jenseits in dem Sinne aufgehoben wird, dass sie sowohl verschwindet und völlig vernichtet als auch in einer Weiterexistenz bewahrt ist. Für die klassische Philosophie ist das absolute Sein, in dem alles gründet, der deus absconditus, der in unerreichbaren jenseitigen Fernen west. Die Welt als Diesseits aber hat kein eigenes Sein, sie ist nur abgeleitetes, partikulär Seiendes. Dieser Abgrund zwischen dem empirisch – objektiv Seienden und dem es begründenden absoluten und transmundanen Sein ist dem Denken nicht überschreitbar. Was "jenseits" ist, das offenbart sich dem Bewusstsein nur im Mysterium.

Dadurch, dass die Hegelsche Philosophie aber das Ding an sich in der Reflexion auflöst, zieht sie das Absolute ganz in das Diesseits hinein. Indem so das Jenseits von allem Inhalt entblößt wird, bleibt nichts weiter übrig als der Prozess der Auflösung selbst, die Idee der dem Denken unüberschreitbaren Grenze. "Das An-sich ist", wie es bei Hegel heißt (W W, ed. Glockner, IXX, S. 606), "nur das Caput Mortuum, die tote Abstraktion des Andern, das leere, unbestimmte Jenseits."

In diesem Sinne also ist das Jenseits als *inhaltlicher* Bereich *vernichtet*. Andererseits ist es aber bewahrt und erhalten als Gesetz des Reflexionsprozesses, *der sich im Diesseits selber eine Schranke setzt*. Denn der Gedanke will, wie Hegel unmittelbar nach dem obigen Zitat sagt, "seine Schranke nicht aufheben, im Moment, dass er sie als Schranke setzt".

Das klingt sehr dunkel, aber es scheint uns, als ob sich ein exakter logischer Sinn in diesen Worten verbirgt. Wir rekapitulieren: Einmal ist das Jenseits aufgehoben in dem Sinne, dass es vernichtet ist, weil die Reflexion alle Inhaltlichkeit aus ihm abgezogen hat; zweitens aber ist es erhalten und bewahrt insofern, als die Reflexion sich jetzt im *Diesseits als Subjektivität* eine Schranke setzt, die ebenso unübersteiglich ist wie der logische Abbruch, der das Diesseits vom Jenseits des absoluten Wissens trennt.

Versuchen wir, diese Gedanken in die dürre Schulsprache einer formalen Logik zu übersetzen, so empfiehlt es sich, einen neuen Begriff einzuführen, den wir mit dem Terminus *logische Kontextur* bezeichnen wollen. Darunter ist folgendes zu verstehen: Die klassische Logik als geschlossene Kontextur ist ein strikt zweiwertiges System, das durch die Prinzipien der irreflexiven Identität, des verbotenen Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten bestimmt ist. Was dieses System nun zur Kontextur in dem von uns intendierten Sinne macht, ist ein zusätzliches Postulat, das dem "tertium non datur" attachiert werden muss. Wir stipulieren nämlich, dass die Alternative von Affirmation und Negation so universal sein muss, dass sie durch keinen höheren Bestimmungsgesichtspunkt von Positivität und Negativität in der denkenden Reflexion überboten werden kann. Ein Beispiel: wenn wir etwa sagen, der Angeklagte sei schuldig oder nicht schuldig, so bezieht sich das hier implizierte beschränkte "tertium non datur" auf den übergeordneten Bestimmungsgesichtspunkt formal-juristischer strafrechtlicher Verantwortlichkeit. Wenden wir jetzt aber ein, dass der Angeklagte unzurechnungsfähig ist, so sind wir über den ursprünglichen Bestimmungsgesichtspunkt hinausgegangen, denn wir haben jetzt eine medizinisch-psychiatrische Kategorie ins Spiel gebracht. Beabsichtigen wir nun, ein neues "tertium non datur" aufzustellen, dessen logische Reichweite über die des eben gesprengten hinausgeht, so benötigen wir einen weiteren Bestimmungsgesichtspunkt von höherer Ordnung. In diesem Sinne können wir von einer Hierarchie sich in ihrer Allgemeinheit stetig überbietenden "tertium non datur" sprechen, von denen keines das letzte ist, sondern immer wieder durch einen Bestimmungsgesichtspunkt von stärkerer Universalität überboten werden kann. Wir stellen nun fest: eine zweiwertige Logik etabliert erst dann eine rein formale Kontextur, wenn der Satz vom ausgeschlossenen Dritten, der sie abschließt, von solcher Allgemeinheit ist, dass dieselbe durch keinen höheren positiven Bestimmungsgesichtspunkt nochmals erweitert werden kann. Das bedeutet, dass dieser Regress der Formalität, was seinen Inhalt anbetrifft, unendlich ist; als logisches Strukturgebilde ist aber ein solches System formal endlich. Es hat eine Struktur-schranke, die nicht übersteigbar ist, denn die Hierarchie der möglichen Formulierungen des "tertium non datur" verändert und erweitert ja nicht die Struktureigenschaften des Systems, sie ermöglicht nur durch feinere Differenzierungen der partiellen Negationen, die das "tertium non datur" in sich schließt, den möglichen Inhaltsbereich des logisch bearbeitbaren Materials zu vergrößern. Unter Kontextur –

um es noch einmal zu wiederholen – verstehen wir also einen zweiwertigen Strukturbereich, dem zwar durch seine Zweiwertigkeit eine strukturelle Schranke gesetzt ist, dessen Inhaltskapazität und Aufnahmefähigkeit jedoch unbegrenzt ist.

Das bedeutet aber – um auf unsern Ausgangspunkt bei Hegel und die Aufhebung des Jenseits in der Hegelschen Logik zurückzukommen –, dass alle konkreten Inhalte, die das menschliche Bewusstsein in das Jenseits projizierte, *in* einer "diesseitigen" Kontextur resorbiert werden können. Was *nicht* intrakontextural resorbierbar ist, ist die Idee dieser strukturellen Schranke selbst. Sie bleibt für das reflektierende Bewusstsein und das menschliche Denken für immer bestehen, aber sie erhält jetzt eine völlig neue Bedeutung und eine ganz andere Funktion. In ihrer ursprünglichen Funktion schied sie das Rationale und Gegenständlich-Zugängliche von dem ewigen Mysterium und dem, zu dem der Mensch nur durch Tod und Erlösung Zutritt finden konnte. In ihrer neuen Rolle aber nimmt dieselbe Schranke, bei gleicher Unübersteiglichkeit für das "unerlöste" – d.h. in seine individuelle Subjektivität und den physischen Leib eingekapselte Bewusstsein –, eine Bedeutung an, deren Explikation durch eine Theorie der trans-klassischen Mehrwertigkeit vermittelt wird.

In der klassischen Tradition war diese Schranke etwas Einmaliges, was das ganze Diesseits von einem nur in der religiösen Erfahrung erahnbaren Jenseits trennte. In sich selbst besaß die diesseitige empirische Welt solche Schranken nicht. D.h., das erfahrbare, uns gegenständlich gegebene Universum stellte, vom Standpunkte des Logikers aus gesehen, eine universale, streng kontexturale Einheit dar, in deren rationalem Bereich es keine dem theoretischen Denken prinzipiell unübersteiglichen Schranken gab.

Diese universale Einheit sollte nun logisch durch die absolut-formale Geltung des "tertium non datur" konstituiert werden. Und wenn auch in unserm obigen Beispiele: der Angeklagte ist schuldig oder nicht schuldig; er ist zurechnungsfähig oder unzurechnungsfähig; oder er ist (um unser Beispiel noch zu erweitern) blond oder nicht blond, die jeweiligen Alternativen unter ganz disparaten Gesichtspunkten konstruiert wurden, so setzte man eben voraus, dass solche Gesichtspunkte, wie sie von Strafrecht, Psychiatrie oder Physiologie konstituiert wurden, sich – "metaphysisch" verstanden – mit allen anderen überhaupt möglichen Gesichtspunkten zu einem einheitlichen zweiwertigen System würden zusammenschließen lassen, derart, dass der oberste Gesichtspunkt sich nur noch auf Sein-überhaupt beziehen würde (Vgl. dazu Paul Hofmann, Das Problem des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten, Berlin 1931, S. 20).

In andern Worten. Sein-überhaupt ist klassisch logisch betrachtet eine "monokontexturale" Struktur, deren Eigenschaften durch die klassische, zweiwertig-formale Logik adäquat beschrieben werden.

Führt man nun einen dritten Wert ein, so steht man wieder vor einer neuen Alternative. Man kann entweder stipulieren, dass derselbe innerhalb der klassischen Kontextur auftritt – und damit kommen wir zu der bereits beschriebenen Konzeption von Mehrwertigkeit, nämlich Mehrwertigkeit als Wahrscheinlichkeits- oder Modalitätslogik –, man kann aber, ebensogut festsetzen, dass der dritte Wert eine rationale Größe darstellt, die sich "außerhalb" der klassischen Kontextur befindet.

Dieser letztere Gedanke freilich ist für ein klassisch orientiertes Bewusstsein, das noch unter der Suggestionskraft der traditionellen Seinsmetaphysik steht, unvollziehbar. Denn, wenn die klassische Logik sich auf Sein-überhaupt richtet, dann umfasst sie ja "Alles", und es ist ganz unsinnig, sich etwas denken zu wollen, was sich jenseits von Allem befindet. Der Gedanke einer Logik, in der ein dritter, vierter, fünfter usw. Wert nicht eine intra-, sondern "trans-kontexturale" Funktion hat, wird aber sinnvoll, wenn man die klassische metaphysische These aufgibt, dass das Universum, in dem wir existieren, eine einheitliche, durch eine zweiwertige Logik beschreibbare Kontextur darstellt. Nun hat freilich die Philosophie, so alt sie ist, immer mit einem trans-kontexturalen Phänomen gelebt: Wir meinen das Problem der Subjektivität oder des "Lebens" in einer radikal objektiven und als solcher reflexionslosen Welt. Man half sich eben damit, dass man die lebendige "Seele", oder wie man dieses Phänomen auch sonst nannte, als einen Bürger aus einer anderen Welt erklärte. Das steht im Phaidon ganz deutlich zu lesen, und die christliche Tradition bestätigt es mit den Worten: "denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir" (Hebr. 13, 14). Hierher gehört auch die Logostheorie von dem göttlichen Samen aus einer anderen Welt, der das Irdische befruchten soll.

Damit aber war impliziert, dass das Phänomen des Lebens ein irrationales, transzendentes Mysterium ist, an dessen Lösung der Verstand für immer verzweifeln muss. Der rechnende und sich in rationalen Kategorien bewegende Geist bleibt so für immer der "Widersacher der Seele" (L. Klages). Wird eine solche Weltausschauung bewusst oder unbewusst vorausgesetzt, dann ist der Gedanke einer mehrwertigen Logik, in der dritte und alle folgenden Werte außerhalb der zweiwertigen Kontextur der klassischen Tradition liegen, ganz widersinnig. Denn alles, was diese Werte designieren könnten, wäre ja dann nichts weiter als der mysteriöse Einbruch des Transzendenten in das Diesseits. Ihnen fiel dann die widerspruchsvolle Aufgabe zu, das Über-Rationale logisch formal, also rational darzustellen.

Auf dem Boden einer solchen Weltanschauung hat also eine mehrwertige Logik, in der die zusätzlichen Werte nicht intra-kontextural auftreten, überhaupt keinen angebbaren Sinn. Diese Sachlage aber ändert sich radikal, wenn man die Idee der Diskontexturalität, die Diesseits und Jenseits oder Zeit und Ewigkeit voneinander trennt, auf dieses unser Universum überträgt, in dem wir leben. Dass dieses, "heimatliche" Universum mono-kontextural ist, ist ein durch nichts bewiesenes Dogma, das sich freilich zwangsläufig aus der klassischen Ontologie ergibt. Gibt man aber dieses Dogma einmal auf und sieht sich die Welt unbefangen an, wie sie ist, dann muss man feststellen, dass das zweiwertige rationale Denken eines in seinen Bewusstseinsraum eingeschlossenen Subjektes an unübersteigliche kontexturale Schranken stößt, ohne dass man dazu die mythologische Konstruktion eines überirdischen Jenseits zu Hilfe nehmen muss. Dieses empirische Universum selbst ist "poly-kontextural", und wir begegnen diesem Phänomen an jedem Tag unseres Lebens, ohne dass wir uns der logischen Konsequenzen der diesbezüglichen Erfahrungen bewusst werden. So stellt unser eigener Bewusstseinsraum eine in sich geschlossene Kontextur dar. Aber das gleiche gilt von den Bewusstseinsräumen anderer Subjekte, die uns als die Vielheit der Dus in der objektiv gegenständlichen

Welt begegnen. Nun ist diese objektive Welt, sobald man in ihr die dort hausende Du-Subjektivität abzieht, ein "reflexionsloses Sein" (Hegel), das seinerseits eine eigene Kontextur bildet. Jede dieser Kontexturen steht unter der Herrschaft desselben universalen "tertium non datur", dem wir in unserm eigenen Bewusstseinsraum begegnen und in dem wir die Theorie der zweiwertigen Logik als Formalisierung unserer eigenen Reflexionsfunktionen entwickelt haben. Da alle Du-Subjektivitäten per se die gleiche, aber von der unseren getrennte Kontextur haben, müssen sie die gleiche Logik entwickeln, und es besteht kein Grund, ein universales Subjekt zu hypostasieren, das die Übereinstimmung des Denkens in getrennten Subjektivitäten oder in der Übereinstimmung mit dem Gegenstand erklärt.

Nimmt man aber eine Vielheit von in sich geschlossenen Kontexturen an (Leibniz: die Monade hat keine Fenster), dann ergibt sich sofort die Frage, ob sich Einzelkontexturen zu größeren Verbänden oder "trans-kontexturalen" Gruppen zusammenschließen können? Angesichts der Tatsache der sozialen Verbände und des weiteren Tatbestandes der Geschichte des Menschen und des Universums muss diese Frage bejaht werden.

Es ist deshalb notwendig, zweiwertige "Elementar-Kontexturen" von komplexeren strukturellen Gebilden zu unterscheiden, die wir "Verbund-Kontexturen" nennen wollen. Wie schon angedeutet, unser eigener Bewusstseinsraum und der eines Dus stellen zwei getrennte Elementar-Kontexturen dar. Der Bereich der reflexionsfreien Objektivität liefert eine dritte. In jedem dieser Bereiche gilt die klassische Logik intra-kontextural. Und Operationen innerhalb jeder Kontextur, denen im Objekt physische Ereignisse entsprechen und in den Subjekten Bewusstseinsfunktionen, bleiben streng ein geschlossen in dem jeweiligen Kontexturbereich, in dem sie entstanden sind. Das subjektive Denken kann sich nicht im Objekt fortpflanzen. Der Glaube daran ist Magie. Und es ist trivial festzustellen, dass ich "meine" Gedankenvollzüge nicht in den Bewusstseinsraum eines Dus fortsetzen kann und trotzdem behaupten, dass sie die meinigen seien.

Nachdem wir aber derart die funktionelle Autonomie dreier Elementar-Kontexturen, Ich, Du und Es, betont haben, hindert uns nichts, festzustellen, dass in dem gegebenen Fall, in dem zwei Subjekte miteinander über ein ihnen gemeinsames Objekt sprechen, sich eine Situation ergibt, die wir ihrem objektiven Charakter nach als eine Verbund-Kontextur bezeichnen müssen und die eine viel höhere logische Komplexität hat, als sie sich in einer zweiwertigen Logik darstellen lässt.

Wollte man die eben beschriebene Situation in ihren feinsten logischen Verästelungen darstellen, so wäre ein logisches System mit einer sehr hohen Wertzahl erforderlich. Wir wollen uns hier aber zwecks Illustration des generellen Prinzips einer Verbund-Kontextur auf den allereinfachsten Fall beschränken, in dem eine solche zustande kommt.

Vorerst aber wollen wir das bisher Dargelegte resümieren. Man muss zwei Bedeutungen von mehrwertiger Logik unterscheiden: erstens eine Mehrwertigkeit, in der die zur klassischen Zweiwertigkeit hinzugefügten Werte innerhalb der traditionellen Spanne von Positivität-überhaupt und Negativität-überhaupt auftreten. Wir nannten diese Mehrwertigkeit intra-kontextural, und sie ist völlig vereinbar mit der klassischen Metaphysik und der Entgegensetzung einer diesseitigen Welt und eines

transzendenten Jenseits. Diese Auffassung impliziert die Annahme einer absoluten, prinzipiell mit rationalen Mitteln nicht auflösbaren Irrationalität. Davon zu unterscheiden ist Mehrwertigkeit im Sinne einer "trans-klassischen" Logik, in der der logische Ort zusätzlicher Werte "außerhalb" des zweiwertigen Systems zu suchen ist. Die neuen Werte dienen jetzt also nicht dazu, den Unterschied von absolut wahr und absolut falsch zu relativieren, sondern um neue zweiwertige Kontexturen an die klassische Original-Kontextur anzuschließen. Wie das geschieht, soll in den folgenden Tafeln demonstriert werden, und wir wollen, wie das heute weitgehend üblich ist, logische Werte in einem mehrwertigen System durch die natürlichen Zahlen derart bezeichnen, dass 1 die ursprüngliche Rolle der klassischen Positivität übernimmt und alle folgenden Zahlen dann progressive Negationsstufen darstellen, so dass der Zahl 2 die Rolle der klassischen Negation zugeschrieben werden kann. Wichtig ist, festzustellen, dass 2 den ganzen klassischen Negationsbereich repräsentiert und dass die folgenden Zahlen also nicht *partielle Negationen* darstellen, sondern neue Negationsfunktoren, die "jenseits" des Gesamtbereichs der klassischen Zweiwertigkeit liegen. Wir stipulieren weiter, dass ein Negationssystem kalkültheoretisch betrachtet nichts anderes darstellt als den Inbegriff aller Permutationen, deren eine gegebene Wertzahl n fähig ist. Diese Interpretation trifft auf die einfache klassische Negationstafel von

Tafel I

p	Np
1	2
2	1

zu, und sie kann zwanglos auf jede beliebige Wertzahl erweitert werden. So erhalten wir z. B. für drei Werte die folgende Tafel II:

Tafel II

p	N ₁ p	N ₂ p	N _{2,1} p	N _{1,2} p	N _{1,2,1} ^{2,1,2} p
1	2	1	2	3	3
2	1	3	3	1	2
3	3	2	1	2	1

Wie man sieht, kehrt in Tafel II der klassische Negationsfall (Tafel I) wieder. Wir haben dieses elementare Umtauschverhältnis von Positivität und Negation-überhaupt, auf dem sich die klassische Logik aufbaut, in Tafel II von den zusätzlichen Negationsfällen durch Doppelstriche abgetrennt. Tafel II stellt die Negationsstruktur dar, die dem einfachsten Fall einer Verbund-Kontextur zugrunde liegt. Der Buchstabe p in beiden Tafeln bezeichnet wie üblich eine Variable mit wechselndem Wertcharakter. Stellt nun der Operator N_{1p} ein Umtauschverhältnis der Werte 1 und 2 dar, so leistet der Operator N_{2p} dasselbe für die Werte 2 und 3. Die übrigen Permutationen von 1, 2 und 3 gewinnt man dann durch entsprechende Kombinationen der beiden Elementaroperatoren wie Tafel II zeigt.

An diesem Punkt ist folgendes bemerkenswert: zur Beschreibung einer Elementarkontextur benötigen wir zwei Werte; eine einwertige Ontologie reflektiert sich

also in einer zweiwertigen Logik. Erwartet man nun aber, dass der einfachste Fall einer Verbund-Kontextur aus 2 zweiwertigen Systemen besteht, so sieht man sich getäuscht. Die ursprünglichste Form einer Verbund-Kontextur, die uns durch eine trans-klassische Mehrwertigkeitstheorie zugänglich wird, konstituiert sich aus 3 zweiwertigen Systemen, wie Tafel II zeigt. Zu den Umtauschverhältnissen von

$$1 \longleftrightarrow 2$$

und

$$2 \longleftrightarrow 3$$

tritt jetzt noch ein "vermitteltes" Umtauschverhältnis der Werte

$$1 \longleftrightarrow 3$$

Stipulieren wir jetzt, dass eine Elementarkontextur durch ein symmetrisches Umtauschverhältnis *zweier beliebiger* Werte konstituiert wird, dann besteht die einfachste Form einer Verbund-Kontextur also aus *drei* Elementarkontexturen. Man kann aber auch sagen, dass eine Verbund-Kontextur ein mehrmaliges, relativ unabhängiges Auftreten der klassischen Logik an verschiedenen ontologischen "Weltstellen" bedeutet.

Um den Unterschied zwischen einer mehrwertigen Logik als Wahrscheinlichkeitstheorie und Mehrwertigkeit als einer Theorie von Verbund-Kontexturen etwas näher zu erläutern, wollen wir den logischen Funktor der Konjunktion (K) in einem zweiwertigen und einem dreiwertigen System miteinander vergleichen.

Tafel III

p	q	p K q
1	1	1
2	1	2
1	2	2
2	2	2

In Tafel III ist mit Hilfe von 2 Variablen p und q der Wertverlauf der Konjunktion (K = und) für die klassische Logik dargestellt. Die Regel dieses Wertverlaufs wird dadurch verwirklicht, dass für den Funktor K jeweilig der "höchste" Wert gewählt wird, den die Variablen zur Wertwahl "anbieten". Überträgt man dieses Prinzip der Wertwahl auf eine dreiwertige Tafel, so ergeben sich interpretativ zwei Möglichkeiten:

Tafel IV

p	q	pK_wq	$pKKKq$	$pK_{1\leftrightarrow 2}q$	$pK_{1\leftrightarrow 3}q$	$pK_{2\leftrightarrow 3}q$
1	1	W	1	1		1
2	1	?	2	2		
3	1	F	3			3
1	2	?	2	2		
2	2	?	2	2	2	
3	2	F	3		3	
1	3	F	3			3
2	3	F	3		3	
3	3	F	3		3	3

In Tafel IV haben wir die konjunktive Struktur (Wahl des "höchsten" Wertes) in zwei Interpretationen dargestellt. In der ersten Interpretation

$$p K_w q$$

ist die resultierende Wertfolge als Wahrscheinlichkeitsfunktors dargestellt. D.h., der Wertverlauf spielt zwischen den Werten wahr (W), unbestimmt und falsch (F). Die andere Interpretation des K-Funktors

$$p KKK q$$

ist von der ersten Interpretation durch einen vertikalen Doppelstrich getrennt. In dieser Interpretation hat der Wert 2 nicht mehr die Bedeutung von "unbestimmt", sondern von falsch – vorausgesetzt, dass man sich immer noch auf das originale klassische System der Tafel III bezieht. Aber während in Tafel IV die Wahrscheinlichkeitsfunktion einen einheitlichen Wertverlauf in dem Sinne bildet, dass ein zweiwertiges klassisches System Gradabstufungen zwischen den Grenzwerten "wahr" und "falsch" erlaubt, so kann $pKKKq$ nicht mehr als einheitlicher Funktionsverlauf in demselben Sinne betrachtet werden. Wir sehen diese Funktion jetzt als eine solche an, in der drei zweiwertige Systeme miteinander verkoppelt sind. Es bleibt uns dabei unbenommen, jedes einzelne dieser zweiwertigen Systeme (unabhängig von den anderen) in seiner inneren Struktur wieder so "aufzuweichen", dass in ihm Zwischenwerte wie in der Funktion

$$p K_w q$$

erscheinen. Die Darstellung eines solchen zusätzlichen Falles erfordert aber technische Mittel, die uns an dieser Stelle noch nicht zur Verfügung stehen. Allgemein soll nur das Folgende gesagt werden: Die Interpretation eines dreiwertigen Systems als einer Wahrscheinlichkeits- oder Modallogik erlaubt keine formal-logische Deutung aller 19683 neunstelligen Wertfolgen, die im Rahmen der Tafel IV angeschrieben werden können. Interpretiert man diese Wertfolgen jedoch als dreistelliges Stellenwertsystem der klassischen Logik, dann lässt sich jede solche Wertfolge sinngemäß formal-logisch deuten. Zu einer solchen Deutung aber kommen wir nur,

wenn wir uns vergegenwärtigen, dass Mehrwertigkeit nur ein Oberflächenphänomen einer trans-klassischen Logik ist und dass der eigentliche Kern der letzteren in tieferen Strukturbereichen zu suchen ist. Um zu diesem eigentlichen Kern zu gelangen, haben wir in der folgenden Tafel V alle überhaupt möglichen zweiwertigen binären Funktoren gesammelt. Wir verzichten dabei von jetzt ab durchgängig auf den Gebrauch der Zeichen W und F und setzen dafür stets 1 und 2. Wir erhalten dann

Tafel V

1	1	1	1	1	1	1	1
1	1	1	1	2	2	2	2
1	1	2	2	1	1	2	2
1	2	1	2	1	2	1	2
2	2	2	2	2	2	2	2
2	2	2	2	1	1	1	1
2	2	1	1	2	2	1	1
2	1	2	1	2	1	2	1
a	a	a	a	a	a	a	a
a	a	a	a	b	b	b	b
a	a	b	b	a	a	b	b
a	b	a	b	a	b	a	b

16 vierstellige Wertfolgen mit entweder einem oder zwei Werten. Wir haben dieselben untergeteilt in je 8 derart, dass die untere Gruppe in jedem Einzelfall die jeweilige Verneinung des Wertverlaufs der oberen Gruppe darstellt. Diese Anordnung zeigt ohne weiteres, dass eine Negation niemals die Struktur eines Wertablaufs ändert. Was sich ändert, sind lediglich die individuellen Werte, vermittels derer sich die Struktur manifestiert. Wir haben deshalb unter dem dreifachen horizontalen Strich die entsprechenden strukturellen Konfigurationen vermittels der kleinen lateinischen Buchstaben a und b angeschrieben. a und b müssen dann als Leerstellen betrachtet werden, in die die verfügbaren Werte von Tafel V in zweierlei Weisen eingesetzt werden können. Wir wollen von jetzt ab diese strukturellen Konfigurationen Morphogramme nennen und stellen fest, dass die 16 möglichen Wertfolgen der klassischen Logik, die der Tafel der binären Wahrheitsfunktionen angehören, auf 8 Morphogrammen ruhen.

Da aber die Morphogramme völlig indifferent gegenüber dem Problem sind, ob man eine Logik zwei- oder mehrwertig entwickelt, müssen wir feststellen, dass die 8 in Tafel V gegebenen Morphogramme nur ein mehr oder weniger willkürlicher Ausschnitt aus allen Strukturmöglichkeiten sind, die sich durch 4 Plätze verwirklichen lassen. Eine Tafel aller überhaupt möglichen strukturellen Konfigurationen, die sich vermittels von 4 Plätzen darstellen lassen, hat dann die folgende Gestalt:

Tafel VI

[1] ₄	[2] ₄	[3] ₄	[4] ₄	[5] ₄	[6] ₄	[7] ₄	[8] ₄	[9] ₄	[10] ₄	[11] ₄	[12] ₄	[13] ₄	[14] ₄	[15] ₄
a	a	a	a	a	a	a	a	a	a	a	a	a	a	a
a	a	a	a	a	b	b	b	b	b	b	b	b	b	b
a	a	b	b	b	a	a	a	b	b	b	c	c	c	c
a	b	a	b	c	a	b	c	a	b	c	a	b	c	d

Wie man sieht, existieren 15 solcher Konfigurationen, die wir durch Zahlen in eckigen Klammern bezeichnet haben. Der zu jeder Klammer gehörige Index, der in dieser Tafel jedesmal 4 ist, gibt an, dass es sich jedesmal um vierstellige Morphogramme handelt. Selbstverständlich kann diese Methode, Strukturen darzustellen, für jede beliebige Länge von Morphogrammen angewandt werden. Die Reihenfolge der Morphogramme, indiziert durch die Zahlen in den eckigen Klammern, ist nicht willkürlich, sondern entspricht dem Aufbau der Negationsoperatoren in mehrwertigen Systemen. Raummangel macht es unmöglich, darauf näher einzugehen. Wir wollen nur feststellen, dass diejenigen Morphogramme, die in der Tafel V noch nicht enthalten waren, sich keineswegs als geschlossene Gruppe an die 8 klassischen Morphogramme anschließen, sondern die ursprüngliche Achter-Tafel durchdringen. So ist z.B. Morphogramm [5]₄ bereits ein trans-klassisches Morphogramm, denn in dem Fall, dass es durch Werte besetzt werden soll, benötigen wir bereits ein dreiwertiges System. Das gleiche gilt von Morphogramm [8]₄. Erst von [11]₄ ab bilden die trans-klassischen Morphogramme eine geschlossene Gruppe, wobei wir feststellen, dass für das letzte Morphogramm [15]₄ bereits eine vierwertige Logik zuständig ist.

Die klassische Logik ist somit, morphogrammatisch betrachtet, unvollständig! Sie ist ein Teilstück in einem reicheren Strukturzusammenhang. Eine trans-klassische Logik ist die Theorie eines universalen Strukturzusammenhanges, in dem die klassische Logik nur als Spezialfall erscheint, wenn es sich darum handelt eine Elementarkontextur isoliert zu beschreiben. Für die ursprünglichen griechischen Schöpfer der traditionellen Logik deckte sich die Strukturtheorie der Logik als einer Theorie des im Bewusstsein vollzogenen theoretischen Denkens mit der ontologischen Struktur von Sein-überhaupt. Der naive Glaube an diese Deckung ist schon längst erschüttert und hat in der Logik selbst zu einer Vernachlässigung und zum schließlichen Verlust des ursprünglichen Ontologie-Problems geführt. Die klassische Position war: Die Welt als Sein-überhaupt ist einwertig und ihr Bild im Denken ist dann notwendig zweiwertig. Demgegenüber muss heute aufgrund der morphogrammatischen Unvollständigkeit der klassischen Logik festgestellt werden, dass zwar unser theoretisches *Denken* auch heute noch zweiwertig ist und so (aufgrund der Tatsache, dass der Bewusstseinsraum eines denkenden Subjektes inhaltlich eine Elementarkontextur darstellt) für immer bleiben wird. Die Welt selbst aber, in der dieses Bewusstsein eingebettet ist, stellt ontologisch eine Verbund-Kontextur von einer unauslotbaren Komplexität dar.

Daraus ergibt sich ein eigentümliches Paradox. Zwar ist alles menschliche Denken zweiwertig und es wird, wie wir noch einmal betonen möchten, in alle Ewigkeit so bleiben. Die Welt aber, deren sich dieses Bewusstsein theoretisch zu bemächtigen versucht, ist ontologisch mehrwertig. Eine trans-klassische Logik ist somit vor die vorerst widersinnig erscheinende Aufgabe gestellt, Mehrwertigkeit mit den Mitteln einer zweiwertigen Logik zu denken.

Die Aufgabe aber ist nicht so unmöglich, wie sie scheint, insofern als wir bereits festgestellt haben, dass ein mehrwertiges System nichts anderes ist als ein Stellenwertsystem der klassischen Logik. Wenn wir aber über das Wesen der Welt nachdenken, so ist die kritische Reflexion sich immer bewusst, dass sie stets nur einen Ausschnitt aus der Totalität des Wirklichen erfasst. *Strikt theoretisch-formal denken bedeutet nun, dass ein Ausschnitt aus der Gesamtheit des Wirklichen derart gewählt wird, dass er als eine Elementarkontextur betrachtet werden kann.* Die klassische Theorie nahm nun naiverweise an, dass diese Elementarkontextur sich ohne Bruch prinzipiell über das Ganze der Welt ausweiten ließe, selbst wenn dem endlichen menschlichen Bewusstsein dazu praktisch die Kräfte fehlten. Die trans-klassische Theorie bestreitet diese These. Das Ganze der Wirklichkeit ist nach ihr nicht als eine einheitliche Elementarkontextur zu verstehen, sondern als ein unendliches System sich gegenseitig komplementierender und durchdringender Elementarkontexturen, die sich zu höheren strukturellen Einheiten zusammenfassen, die wir Verbund-Kontexturen genannt haben. Die Welt hat unendlich viele ontologische Orte, und in jedem ist sie, *wenn derselbe isoliert betrachtet wird*, durch ein zweiwertiges System darstellbar. Eine *Koexistenz* dieser Orte aber kann nur in einem mehrwertigen System beschrieben werden – soweit wir überhaupt beabsichtigen, mit Werten zu arbeiten.

Tatsächlich aber hat man damit, dass man eine trans-klassische Theorie als ein Mehrwertigkeitsproblem betrachtet, nur die Oberfläche eines transklassischen Formalismus berührt. Wir stellten angesichts unserer Reduktion der klassischen Wahrheitsfunktoren auf Morphogramme bereits fest, dass wir "unterhalb" des Wertgewebes auf eine tiefere Struktur stoßen, die sich zwar von Werten besetzen lässt, aber auch unabhängig von denselben formale Strukturgesetze liefert. Wir haben zwar in unserer obigen morphogrammatischen Tafel nur vierstellige Morphogramme angeführt, aber es lassen sich nach denselben Prinzipien Morphogramme beliebiger Länge konstruieren, und es lässt sich zeigen, dass sie alle einen exakten logischen Sinn in einer trans-klassischen Strukturtheorie haben. Es sind dann drei Fälle möglich: erstens kann man die morphogrammatische Theorie ganz ohne Rücksicht auf eine mögliche Wertbesetzung entwickeln; zweitens kann man stipulieren, dass die Morphogramme immer von irgendwelchen Werten erfüllt sind; und drittens ist es zulässig, anzunehmen, dass zwar gewisse Morphogramme durch Werte besetzt sind, andere aber nicht. Aus diesem Grund haben wir im Titel dieser Betrachtung das Wort "mehrwertig" in Anführungsstriche gesetzt. Es ist irreführend, wenn die Theorie einer trans-klassischen Logik schlechthin mit dem Mehrwertigkeitsproblem identifiziert wird. überdies ist der Terminus Mehrwertigkeit doppeldeutig. Denn wir haben zwischen einerseits Mehrwertigkeit im intra-kontexturalen Sinn (Wahrscheinlichkeit) und andererseits Mehrwertigkeit von Verbund-Kontexturen zu unterscheiden.

Epilog

Wenn wir weiter oben ausgeführt haben, dass das trans-klassische Denken den metaphysischen Jenseitsbegriff auflöst und das Platonische Elysium der Ideen ebenso wie den christlichen Gotteshimmel zum Verschwinden bringt, dann darf das unter keinen Umständen so verstanden werden, als ob der substantielle Gehalt und die strukturelle Problematik, mit der Plato und der christliche Glaube diese transzendenten Regionen erfüllten, jetzt verschwunden und verloren sind. Das genaue Gegenteil ist der Fall. Dieser Themabereich besteht in säkularisierter Form weiter. Der Unterschied ist nur, dass die religiös-philosophische Problematik, die schon die patristischen Denker und den Neo-Platonismus bewegte und die von da in die Scholastik übergegangen ist, jetzt auf die Analyse unserer physischen Diesseitswelt übergeht. Dabei erscheinen die Probleme sehr oft in Formulierungen, denen man ihre sakrale Herkunft nicht mehr ansieht. Es ist nicht zu leugnen, dass bei Plato sowohl wie in den großen Weltreligionen das Problem der Materie schlecht wegkommt. Sie ist das Nichts und die Dunkelheit, in der kein Bild je aufleuchten kann. Und wenn man sie überhaupt mit positiven Akzenten bedachte, dann war sie eben die Brutstätte der Sünde und des Irrtums. Dass hier eine ontologische Fehlleitung des Denkens vorlag, hat wohl schon Johannes Damascenus geahnt, wenn er im Ikonoclastenstreit leidenschaftlich gegen die Verwerfung der Bilder Stellung nimmt und darin eine "Verachtung der Materie, die der Gott-Logos doch hypostatisch mit sich geeint hat", sieht (Adolf von Harnack, Dogmengeschichte II, S. 484, Tübingen 1931). In der Ikone ist der Gegensatz von Diesseits und Jenseits aufgehoben. Es ist kein Zufall, dass sich mit dem Damaszener die Wege des Ost- und des West-Christentums trennen. Das Motiv der Trennung ist das Materieproblem. Denn was dem Bilderstreit zugrunde liegt, sind zwei grundverschiedene Auffassungen von dem, was unter Materie zu verstehen ist. Auf der einen Seite wird das Denken von dem Aristotelischen Materiebegriff beherrscht, der Hyle, dem Gestaltlosen und Reflexionslosen, das auf die Form, die Noësis wartet, die sich von oben auf es herabsenkt. In der christlichen Theologie wird diese Hyle zur äußersten Sündhaftigkeit, und es ist bezeichnend, dass aus dieser Zeit, wo zum ersten Mal in weltgeschichtlichem Format der Materiebegriff zu einer großen historischen Spaltung führt, der tiefsinnige Satz geprägt worden ist: "... nur die Sünde hat kein Bild" (Theodoret von Kyros). Diesem Materiebegriff als einem Substrat, das sich nicht selbst Bild sein kann und das dadurch zwangsläufig die Idee eines unirdischen Jenseits, als seines totalen Gegentes, impliziert, tritt nun bei Denkern wie Johannes Damascenus und Theodorus Studita ein zweiter Materiebegriff gegenüber, in dem die Materie sowohl Urbild wie Abbild ihrer selbst ist. Die Konsequenz wird bei Studita gezogen, für den Urbild und Abbild identisch sind. Man habe also in der Form der authentischen Ikone den *wirklichen* Christus, die *wirkliche* Maria und die *wirklichen* Heiligen (siehe Harnack, a.a.O. S 478-490). Damit ist, wenn auch nur schwach, zum ersten Mal ein Weltbild impliziert, in dem das Diesseits nicht mehr auf dem Hintergrund eines überirdischen Jenseits erscheint, von dem es getragen wird und von dem her es allein eine Bedeutung erlangt, die ihm von selbst nicht zukommt; das Diesseits – also letztlich die Materie – erscheint jetzt als ein autonomes Reich, das ganz in sich selbst ruht und sein Daseinsrecht aus sich selbst erzeugt, denn es ist Urbild und Abbild zugleich.

Es ist ein historisches Faktum, dass mit Johannes Damascenus die Entwicklung des christlichen Dogmas und damit auch die der Philosophie für die Ostkirche ein Ende hat. Von westlichen Theologen und Kulturphilosophen ist das als ein Einwand gegen diese Kirche und die in ihr investierte Geistigkeit betrachtet worden. Dieses Urteil ist so falsch wie es nur sein kann. Solange die Entwicklung des Dogmas völlig von der zweiwertigen Aristotelischen Logik abhängig war, war es dem Denken, dem nach größeren Tiefen verlangte, als es die bloße empirische Weltansicht bietet, gar nicht anders möglich, als sich in dem Schema einer Zwei-Weltentheorie zu bewegen. Diese Theorie des Denkens kann nicht anders, als das Diesseits als eine geschlossene Elementarkontextur zu betrachten. Und alles, was sich den Gesetzen einer solchen Elementarkontextur nicht fügen wollte, musste zwangsläufig in eine absolute Transzendenz projiziert werden.

Die durch den Bilderstreit aufgeworfene Problematik aber fordert notwendig zu ihrer Bewältigung eine trans-klassische Logik, die mit dem Vorurteil der Monokontextualität unserer Wirklichkeit bricht. Zwischen Urbild und Abbild steht heute genau so wie vor tausend Jahren ein Kontexturabbruch. Eine solche Logik konnte aber im 8. Jahrhundert n. Chr. unmöglich entwickelt werden. Ihr Aufbau erforderte, dass erst einmal im Westen alle ontologischen Konsequenzen der klassischen zweiwertigen Logik zuende gedacht und dass das Aristotelische System des Denkens voll entwickelt wurde. Das ist heute im Prinzip geschehen und das ontologische Denken kann sich endlich den theoretischen Aufgaben zuwenden, die ein poly-kontexturales Weltbild stellt, denn es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Idee der Ikone in einer mono-kontexturalen Welt keinen Platz hat. Eine mono-kontexturale Welt setzt voraus, dass Subjektivität und Geist in der diesseitigen Welt nicht beheimatet sind. *Denn nur durch ihren Ausschluss stellt sich dieses objektiv-physische Universum als eine geschlossene Kontextur dar.* Wenn aber gesagt wird, dass in der Ikone der *wirkliche* Christus, die *wirkliche* Maria und die *wirklichen* Heiligen präsent sind, dann *scheint* das Licht eben nicht nur "von oben" in eine Finsternis hinein, die es nicht begreifen kann (um mit den Worten des Johannes-Evangeliums zu reden), sondern es *ist* die Finsternis selbst, die in tausendjährigen Mühen zum Licht wird. Aber während die Finsternis in ihrer Einförmigkeit, qua Finsternis, eine Mono-Kontextur darstellt, gehört es zum Wesen des "Lichts", dass es kontextural gebrochen ist. Die mit dem Ikonenkult verbundenen Namen und Worte wie "Christus", "Maria" und "die Heiligen" bezeichnen in sich geschlossene, separate Kontexturen. Sie lassen die Mono-Kontextualität der Aristotelischen Hyle in einen poly-kontexturalen Materiebegriff übergehen. Dessen Analyse aber kann, wie wir zum Schluss noch einmal bemerken wollen, nur in einer trans-klassischen Logik – die auch Mehrwertigkeit zulässt – durchgeführt werden.

The text was originally edited and rendered into PDF file for the e-journal <www.vordenker.de> by E. von Goldammer

Copyright 2004 vordenker.de

This material may be freely copied and reused, provided the author and sources are cited
a printable version may be obtained from webmaster@vordenker.de